

Caspar Hirschi

Wissensgeschichte: das geisteswissenschaftliche Beiboot des Neoliberalismus

10 Seiten

DOI 10.4472/9783035802528.0002

Zusammenfassung

Spätestens seit den 1980er Jahren hat sich rund um die Frage, wie Wissen hergestellt, zirkuliert und vermittelt wird, eine vielfältige, interdisziplinäre und internationale Forschungslandschaft herausgebildet. Das 2005 eröffnete Zürcher Zentrum »Geschichte des Wissens« hat diese Diskussionen maßgeblich mitgeprägt. Fünfzehn Jahre später werfen wir (Rück-)Blicke auf das Wissensparadigma aus verschiedenen disziplinären Perspektiven.

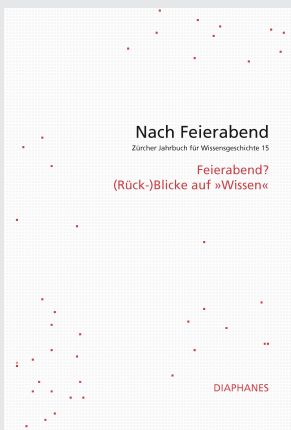
Dieser letzte Band des Zürcher Jahrbuchs für Wissensgeschichte diskutiert unterschiedliche Genealogien, die für die Karriere von »Wissen« herangezogen werden können, wie etwa den Aufstieg der »Wissensgesellschaft«, die Abgrenzung zur Wissenschaftsforschung, die Etablierung der Kulturwissenschaften. Was waren und sind die Großwetterlagen, Dringlichkeiten, Motivatoren? Aber auch: Was waren und sind die blind spots in der Begeisterung für »Wissen«? Und wo wird die Wissensgeschichte verabschiedet?

Und jetzt? Feierabend? Die Beiträge in diesem Band evaluieren Wissensforschung nicht nur kritisch und rückblickend, sondern fragen mit Blick auf Gegenwart und mögliche Zukünfte, wie sich unser Verständnis von »Wissen« verändert und welche Forschungsfragen und -zugriffe sich eröffnen oder (neuerlich) aufdrängen – in Zeiten von post-truth und fake news, der Allgegenwart des Digitalen sowie aktueller wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Herausforderungen etwa durch Klimawandel oder Migration.

Mit Beiträgen von Sandra Bärnreuther, Sabine Baier, Maria Böhmer, Cornelius Borck, Flurin Condrau, Monika Dommann, Anna Echterhölter, Kijan Espahangizi, Mareile Flitsch, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas Isler, Thomas Kaiser, Andreas B. Kilcher, Alexis Malefakis, Susanne Michl, Nicolas Pethes, Maike Powroznik, Philipp Sarasin, Max Stadler, Marianne Sommer, Rebekka Sutter, Jakob Tanner, Martina Wernsdörfer, Christa Wirth, Sophie Witt, Monika Wulz.

Schlagworte

Wissen, Wissenschaftstheorie, Wissensgeschichte



**Sandra Bärnreuther (Hg.),
Maria Böhmer (Hg.), Sophie
Witt (Hg.)**

**Nach Feierabend 2020
Feierabend? (Rück-)Blicke
auf »Wissen«**

248 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-0358-0192-7
ISSN 2235-4654

Zürich 2020

Mit Beiträgen von
Sabine Baier, Sandra
Bärnreuther, Maria Böhmer,
Cornelius Borck, Flurin
Condrau, Monika Dommann,
Anna Echterhölter, Kijan Malte
Espahangizi, Mareile Flitsch,
Michael Hagner, u.a.

Caspar Hirschi

Wissensgeschichte: das geisteswissenschaftliche Beiboot des Neoliberalismus

Blickt man auf die kurze Geschichte der Wissensgeschichte zurück, muss man zwischen ihrer konzeptionellen Gestalt und ihrer politischen Funktion unterscheiden. Beide Faktoren trugen zu ihrem Aufstieg nach der Jahrtausendwende bei, standen aber in einem Spannungsverhältnis zueinander und brachten Ungereimtheiten und Widersprüche hervor, die nur selten thematisiert, geschweige denn gelöst wurden. Dadurch blieben Forschungsgegenstand und Erklärungsanspruch der Wissensgeschichte diffus, und ihr teilweise ambitionierter Geltungsanspruch konnte sich nicht erfüllen. Heute stellt sich die Frage, ob die Wissensgeschichte mehr als eine bloße Modeerscheinung war, hervorgegangen aus einer vorübergehenden politischen Konstellation, die im Zeichen von *fake news* und Populismus an ihr Ende gekommen ist.

Relativistischer Wissensbegriff

Es gibt fast so viele konzeptionelle Entwürfe der Wissensgeschichte wie Wissenshistoriker. Bei allen Unterschieden besteht jedoch ein breiter Konsens, dass ihre wichtigsten Impulsgeber aus der Wissenschaftsgeschichte und -soziologie kommen. Am häufigsten angeführt werden Autoren, die den privilegierten Wahrheitsanspruch der Wissenschaft konsequent relativiert und historisiert haben: Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Bruno Latour, Karl Mannheim und, zumindest im deutschsprachigen Raum, Ludwig Fleck.¹ Die zentralen Referenztexte der Wissensgeschichte stammen damit von Verfassern, die sich selber nicht als ›Wissenshistoriker‹ verstanden haben und für deren Werk der Begriff der Wissensgeschichte, wenn er überhaupt vorkommt, keine programmatische Bedeutung hat. Einige unter ihnen sprechen ›Wissen‹ als analytischer Kategorie sogar jedes Erklärungspotential ab. So schreibt Bruno Latour in seinem Klassiker *The Pasteurization of France*: »Es gibt kein Wissen, das dem der Wissenschaften überlegen ist, weil es keine Skala von Wissen und, in letzter Konsequenz, überhaupt kein Wissen gibt.«²

Unter Berufung auf führende Wissenschaftshistoriker und -soziologen wurde ein Wissensbegriff stark gemacht, der sich auf alle möglichen Lebensbereiche, Objekte, Praktiken, Akteure und Diskurse beziehen und letztlich die Gesamtheit dessen einschließen konnte, was zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimm-

ten Ort für wahr gehalten wurde. Man zitierte Foucaults Verständnis von Wissen als Gesamtheit der »Erkenntnisverfahren und -wirkungen [...], die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind« oder definierte den Begriff in Anlehnung an ihn als »ein Ensemble von Ideen [...], das Objekte mit bestimmten Eigenschaften versieht und von einer sozialen Gruppe als gültig und real anerkannt wird.«³ Derart historisiert, relativiert und demokratisiert, eröffnete der Begriff die Möglichkeit, der Wissensgeschichte einen potentiell allumfassenden Zugriff auf die Vergangenheit zu attestieren. Sie kann neben Wissenschaftlern und Gelehrten, wie Marian Füssel schrieb, auch Handwerker und Hebammen, Nonnen und Mönche, Subalterne und Sklaven einschließen.⁴ Die Pluralisierung der ›Wissensakteure‹ spiegelte den epistemischen Optimismus des anbrechenden Internetzeitalters im Zeichen von Wikipedia und anderer ›Schwarmintelligenz‹-Kollektive ohne Expertenstatus. Während einzelne Stimmen schon früh vor einer gewissen Grenzen- und Konturenlosigkeit der Wissensgeschichte warnten, hofften andere auf eine hegemoniale Dominanz im Feld der Geschichtsschreibung, wie sie die Gesellschaftsgeschichte in den 1970er und 80er Jahren ausgeübt habe.⁵

Relativierung des Relativismus

So umfassend der Wissensbegriff konzipiert war, so unpräzise und inkonsequent wurde er auf die Geschichte übertragen. Indem man Wissen, um Anachronismen zu vermeiden, zu einer Akteurskategorie erklärte (wobei es oft nicht interessierte, ob die historischen Akteure selber ein ausformuliertes Wissenskonzept besaßen), verpflichtete man sich einem radikalen epistemischen Relativismus. Ann Blair sprach von »personal knowledge« und vom »individual knower«, Martin Mulsow von »subjektiven Wissensbeständen«, an die das Kriterium, dass »Wissen auch wahr sein müsse«, nicht mehr herangetragen werden könne, und Philipp Sarasin postulierte: »Wissen ist ein historisches Phänomen und wird von uns ausschließlich als solches behandelt, das heißt: nicht hinsichtlich der Frage, ob bestimmte Wissensbestände nun wahr oder falsch, besser oder schlechter, nützlich oder unnützlich sind, sondern nur: wie, wann und gegebenenfalls warum ein bestimmtes Wissen auftaucht – und wieder verschwindet.«⁶ Um diesen Vorsatz umzusetzen, hätte man zusätzlich zum epistemischen einen radikalen ethischen Relativismus vertreten müssen. Ist Wissen als das zu verstehen, was von einer Gruppe zu einer bestimmten Zeit als ›real und gültig‹ angesehen wird, müsste man für die Frühe Neuzeit anstatt von ›Hexenglauben‹ von ›Hexenwissen‹ sprechen, im 19. und 20. Jahrhundert käme man nicht um die Begriffe des ›rassistischen‹ und ›antisemitischen Wissens‹ herum, und für die jüngere Vergangenheit und Gegenwart wären

Kategorien wie ›kreationistisches Wissen‹, ›Impfskeptik-Wissen‹ und ›Klimawandelleugnungs-Wissen‹ angebracht.

Zu solch methodischer Konsequenz war kaum ein Exponent der Wissensgeschichte bereit, und das durchaus aus nachvollziehbaren Gründen.⁷ Problematisch war daher etwas anderes: Anstatt die Zwickmühle sichtbar zu machen, blendete man sie aus, indem man sich auf positiv besetzte Akteure, deren ›Wissen‹ es zu würdigen oder zu rehabilitieren galt, konzentrierte und den Wissensbegriff mehr oder weniger diskret doch wieder an Normen und Standards der modernen Wissenschaften anlehnte. So entstanden Werke wie jenes von Martin Mulrow, der das »prekäre Wissen« heterodoxer Frühaufklärer aus dem »literarischen Untergrund« heben und als Fundament für eine neue Genealogie der Moderne nutzen wollte, oder jenes von Peter Burke, der Wissen als »gekochte« Rohinformation verstand, wobei er den Prozess des Kochens als »kritische Aneignung durch Verifizieren, Messen, Vergleichen und Systematisieren« beschrieb und damit in die Nähe der wissenschaftlichen Forschung rückte.⁸ Selbst Sarasin relativierte seinen Relativismus mit der Aussage, die Geschichte des Wissens befasse sich ab der Moderne »primär mit Ordnungen des mehr oder weniger *rationalen Wissens*, das seinen Kristallisationskern in den sich im 19. Jahrhundert etablierenden wissenschaftlichen Disziplinen findet«.⁹ Auf diesem Weg geriet die Wissensgeschichte zur ›Wissenschaftsgeschichte light‹ mit größerem Zuständigkeitsbereich, kleinerem kritischen Anspruch und – aller relativistischen Programmatik zum Trotz – mit einem latenten Fortschrittsnarrativ, das in Wendungen wie jener von der »Explosion« oder dem »Wachstum des Wissens«, von seiner »Professionalisierung, Spezialisierung, Demokratisierung« nach der Geburt der modernen Wissenschaften sporadisch manifest wurde.¹⁰ Vor allem dann, wenn sie ein breiteres Publikum erreichen soll, enthält die Wissensgeschichte Ansätze zur Legende einer alternativen Demokratisierung: nicht jene der politischen Macht, sondern der verifizierten Information, wobei die institutionalisierte Wissenschaft als Zentrum der Zirkulation die Funktion des Parlaments übernimmt. Damit findet die Demokratisierung des Wissens aus der Rückschau vorzugsweise an Orten statt, wo man historische Akteure mit Sympathie dabei begleitet, wie sie endlich in den Genuss kommen, aktive Wissensträger zu werden.

Es mutet daher wie ein Versuch an, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, wenn Lorraine Daston mit der »history of knowledge« die »disciplinary neurosis« der Wissenschaftsgeschichte heilen möchte, die ihrer Meinung nach aus dem Widerspruch zwischen »modernism« (der teleologischen Ausrichtung auf den Durchbruch der modernen Wissenschaft) und »historicism« (der symmetrischen Behandlung vergangener Wissenssysteme) hervorgegangen sei.¹¹ Der

Wissensbegriff eignet sich denkbar schlecht als analytische Kategorie für eine von den epistemischen Maßstäben unserer Gegenwart abgekoppelte Rekonstruktion der Vergangenheit, wie es Daston vorschwebt. Denn anders als beim Wort »Wissenschaft« schwingt bei »Wissen« stets die Assoziation des Wahren, Gültigen und Richtigen mit: die Wissenschaft kann irren, das Wissen nicht. Deshalb ist die Geschichte des Wissens zu einer teleologischen Perspektive, die implizit stets auf unser eigenes Wahrheitsverständnis zielt, verdammt.

»Wissensgeschichte« und »Wissensgesellschaft«

Noch deutlicher tritt der teleologische Einschlag der Wissensgeschichte hervor, wenn man die Frage nach ihrer Möglichkeitsbedingung und Funktion stellt. Die Antwort beginnt mit einer einfachen Feststellung: ohne »Wissensgesellschaft« keine »Wissensgeschichte«. Eine geisteswissenschaftliche Forschungsrichtung Namens Wissensgeschichte war nur denkbar, weil es seit den 1970er Jahren die sozialwissenschaftliche Theorie der Wissensgesellschaft gab. Der Aufstieg der Wissensgeschichte als akademische Forschungsrichtung hat denn auch wenig mit den Arbeiten von Michel Foucault, Karl Mannheim oder Ludwig Fleck zu tun, umso mehr aber mit jenen von Robert Lane, Daniel Bell oder Peter Drucker, die dem Begriff der »knowledge society« zum Durchbruch verholfen haben.

Lane, der als Begriffsschöpfer der Wissensgesellschaft gilt, hegte schon 1966 die Hoffnung, die Mitglieder der »knowledgeable society« würden sich »von objektiven Standards einer verifizierbaren Wahrheit« leiten lassen und im Fall eines höheren Bildungsabschlusses sogar nach »wissenschaftlichen Regeln des Beweisens und Schlussfolgerns« handeln.¹² In erster Linie aber versprach sich Lane von der neuen Gesellschaft eine Entpolitisierung der Politik: An die Stelle der »üblichen kurzfristigen politischen Kriterien« und des »ideologischen Denkens« würde die »Anwendung wissenschaftlicher Kriterien für politische Beschlüsse« treten. Das Konzept der Wissensgesellschaft transportierte die technokratische Erwartung, der Politik könne unter wissenschaftlicher Anleitung der polarisierende Parteiengeist ausgetrieben werden.¹³

Wegweisend für die Karriere der »Wissensgesellschaft« wurde jedoch Daniel Bells *The Coming of Post-Industrial Society* von 1973. Bell hätte auch von »Wissenschaftsgesellschaft« sprechen können, denn sein Wissensbegriff beschränkte sich auf das, »was objektiv gewusst wird, ein geistiges Eigentum, das an einen Namen oder eine Gruppe von Namen gebunden und urheberrechtlich geschützt ist«.¹⁴ Mit anderen Worten: Wissen war für ihn die zum kommerziell verwertbaren Gut reduzierte Wissenschaft. Entsprechend verstand er die »post-industrial society«

als eine »Wissengesellschaft im doppelten Sinn: Erstens stammen die Innovationsquellen zunehmend aus Forschung und Entwicklung [...], zweitens liegt das Gewicht der Gesellschaft – gemessen an einem größeren Anteil des Bruttosozialprodukts und der Beschäftigung – zunehmend im Wissensbereich.«¹⁵ Das wissenschaftliche Personal wurde zur wirtschaftlichen »Hauptressource«.

Ein maßgeschneidertes Konzept für die Beratungsindustrie

Es war dem Management-Guru Peter Drucker vorbehalten, die ökonomischen und politischen Konsequenzen dieses Gesellschaftsmodells auszubuchstabieren. Drucker hatte bereits 1960 den Begriff des »knowledge worker« geprägt und wenig später jenen der »knowledge society« übernommen. 1993 veröffentlichte er im Hochgefühl des Triumphes über den Sowjetkommunismus den Bestseller *Post-Capitalist Society*, mit dem er sich in die Nachfolge Daniel Bells stellte – und wie nebenbei die baldige Entstehung eines neuen »wichtigen Forschungsfelds« ankündigte: die »history of knowledge«.¹⁶ Was er sich darunter vorstellte, führte er einleitend in groben Strichen aus. Über Jahrhunderte sei Wissen überall auf der Welt »auf das Sein« bezogen worden, bis es »fast über Nacht auf das Tun angewendet wurde«.¹⁷ Diese Neuausrichtung habe die industrielle Revolution ausgelöst. In den ersten hundert Jahren des Industriekapitalismus seien »Werkzeuge, Prozesse und Produkte« im Mittelpunkt der Wissensanwendungen gestanden, mit dem Kommunismus als unwillkommenem Nebenprodukt. Eine zweite Phase nach 1880 habe zu einer Fokussierung des Wissens auf Arbeit geführt. Dadurch sei eine Produktivitätsrevolution in Gang gekommen, die Proletarier in »middle class bourgeois« verwandelt und den Kommunismus besiegt habe. In der dritten und letzten Phase, die nach dem Zweiten Weltkrieg angebrochen sei, werde »Wissen auf Wissen« angewendet und der Kapitalismus komme an sein Ende. Drucker machte in diesem Zusammenhang eine Aussage, die er im Buch mit leichten Umformulierungen mehrmals wiederholte: »Das ist die *Managementrevolution*. Wissen wird jetzt schnell zum einzigen Produktionsfaktor, der das Kapital und die Arbeit zur Seite drängt.«¹⁸ Für ihn bahnte weniger die Wissenschaft als die »Wissensökonomie«, weniger der Forscher als der Manager der »knowledge society« den Weg.

Mit Druckers Buch erhielt das Konzept der Wissensgesellschaft eine neue wirtschaftspolitische Funktion. Nun ging es, anders als noch bei Bell, nicht mehr vorranglich darum, die universitäre Bildung und Forschung aufzurüsten und für die kommerzielle Verwertung nutzbar zu machen, sondern die Beratungsindustrie ins Zentrum jeder wirtschaftspolitischen Wachstumsstrategie zu rücken. Mit der

Rede von »Wissen als einziger Ressource«, der »Managementrevolution« und der »Anwendung von Wissen auf Wissen« sollte die Botschaft transportiert werden, dass Politik, Wirtschaft und Wissenschaft einen beständigen Bedarf nach neuem Organisations- und Managementwissen haben und dass dieser Bedarf am besten von Consultants aus Beratungsunternehmen gedeckt werden kann. Drucker, der mit Beratungen und Weiterbildungen reich geworden war und ein *self-fashioning* mit einem Bein in der Bibliothek und dem anderen im *boardroom* kultivierte, erklärte sich und seinesgleichen zum Dreh- und Angelpunkt der Wissensökonomie.

Die Berufung auf die Wissensgesellschaft und auf Wissen als wichtigstem Produktivitätstreiber wurde bereits in den späten Neunzigerjahren zum integralen Bestandteil der Selbstvermarktung von Beratungsunternehmen. Heute ist sie aus dem Consultingdiskurs nicht mehr wegzudenken. Damit ist das Konzept der Wissensgesellschaft in eine neoliberale Politik eingewoben, die gerade nicht zur Selbstauflösung des Kapitalismus geführt hat, sondern zur kapitalistischen Durchdringung aller öffentlichen Institutionen, denen eine »wissensökonomische Funktion« zugeschrieben werden kann. Staatliche Verwaltungen wurden auf der Grundlage privatwirtschaftlicher Anreizsysteme zu kundenorientiertem Wissensmanagement angehalten, universitäre Studiengänge auf eine höhere *employability* ihrer Abgänger in wertschöpfungsintensiven Wissensindustrien geprüft und öffentliche Forschungseinrichtungen am kommerziellen Potential ihrer Wissensproduktion in der Form von Patenten, Startups und Spin-offs gemessen.

Die Wissensgeschichte als neoliberales Beiboot

Als die Wissensgeschichte in den frühen Nullerjahren auf der wissenschaftlichen Landkarte erschien, war der neoliberale Kultur- und Strukturwandel im Namen der Wissensgesellschaft in vollem Gange. Aus forschungspolitischer und publizistischer Sicht musste es am aussichtsreichsten erscheinen, die Wissensgeschichte als geisteswissenschaftliches Beiboot zum sozialwissenschaftlichen Tanker der Wissensgesellschaft in See stechen zu lassen. 2001 wurde Peter Burkes *Social History of Knowledge* unter dem Titel *Die Geburt der Wissensgesellschaft* auf deutsch veröffentlicht. 2004 erschien ein Band von Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach zur *Entstehung der modernen Wissensgesellschaft* in der frühen Neuzeit. Im selben Jahr legte Margrit Szöllösi-Janze einen Aufsatz vor, der die *Wissensgesellschaft in Deutschland* an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstehen ließ und daraus eine »Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte« ableitete.¹⁹ Als ein Jahr später in Zürich das Zentrum »Geschichte des Wissens« aus der Taufe gehoben wurde, verpflichteten sich seine Gründungsmitglieder der »kulturwis-

wissenschaftlichen, historischen und philosophischen Forschung und Lehre über moderne Wissenssysteme und Wissensgesellschaften«. ²⁰ Damit behandelten auch sie die Wissensgesellschaft (ob im Singular oder Plural), als sei sie kein sozialwissenschaftliches Konzept, sondern eine soziale Realität, die keiner weiteren Hinterfragung bedürfe.

Wie stark sie dabei auch neoliberale Diskurselemente übernahmen, verdeutlicht ein Satz, der bis heute prominent auf der Homepage des Zentrums steht: »Natur- und technikwissenschaftliche Erkenntnisse gestalten in der Wissensgesellschaft das Leben der Menschen auf vielfältige und immer tiefgreifendere Weise. Wissen ist die wichtigste Ressource für die Gestaltung unserer Zukunft.« ²¹ Damit wird nach außen der Eindruck geweckt, die Wissensgeschichte bekenne sich zur Politik des Neoliberalismus, auch wenn sich ihre Verfechter nie als Anhänger der neoliberalen Ideologie verstanden haben und, wie im Fall von Daniel Speich Chassés wichtigem Buch zur *Erfindung des Bruttozialprodukts*, die enge »Wechselwirkung von Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftspolitik« in kritischer Absicht untersuchten. ²² In gewisser Weise tritt damit die Wissensgeschichte tatsächlich die Nachfolge der Gesellschaftsgeschichte an, nur nicht so, wie es gemeint war: Kann die Gesellschaftsgeschichte als historiographisches Komplement zur sozialen Marktwirtschaft gesehen werden, so die Wissensgeschichte als jenes zur neoliberalen Wissensökonomie.

Mochte die rhetorische Einkleidung in die Bell-und-Drucker-Sprache auch vorwiegend forschungspolitischem Kalkül geschuldet sein, so kam sie doch einem weitgehenden Verzicht auf ein eigenständiges öffentliches Profil der Wissensgeschichte gleich. Vor allem gab man die Gelegenheit aus der Hand, das Konzept der Wissensgesellschaft unter Rückgriff auf Fleck oder Bourdieu einer systematischen, mit historischen Methoden verfahrenen Kritik zu unterziehen und die Wissensgeschichte zu einem umfassenden Korrektiv der neoliberalen Annahmen und Absichten von Propagandisten der Wissensgesellschaft aufzubauen. Stattdessen erfüllten die großen Namen aus der Wissenschaftsforschung die Funktion, Legitimation innerhalb der Geisteswissenschaften zu erzeugen und von der Tatsache abzulenken, dass man forschungsstrategisch im Kielwasser von sozialwissenschaftlichen Autoren schwamm, mit denen die führenden Figuren der Wissensgeschichte nichts zu tun haben wollten. Als Folge der ambivalenten Selbstpositionierung blieb genau jene Qualität der Geisteswissenschaften auf der Strecke, die sie vor allen anderen Wissenschaften auszeichnet: die korrigierende Kraft der Kritik.

Indem die Wissensgeschichte die Rolle eines geisteswissenschaftlichen Beiboots der Wissensgesellschaft übernahm, ließen sich ihre Exponenten auf ein Spiel ein, das die Geisteswissenschaften nur verlieren konnten. Sie wurden, ohne sich und

ihrem Publikum darüber Rechenschaft abzulegen, Teil einer ökonomischen Verwertungslogik von wissenschaftlicher Forschung. Umso wichtiger wäre es nun, nachdem der Diskurs der Wissensgesellschaft an den Realitäten digitaler Desinformationskampagnen, populistischer Eskalationsstrategien und einer mit nationalistischen Reflexen bekämpften globalen Pandemie zerschellt ist, die Kritik an diesem Konzept konsequent nachzuholen. Dazu braucht es keine Wissensgeschichte. Die Wissenschaftsgeschichte, verstanden im deutschen Wortsinne als eine Geschichte aller institutionalisierter Forschungskulturen, stellt das nötige Sezierbesteck schon längst bereit.

Anmerkungen

- ¹ Siehe zum Beispiel die von Marian Füssel zusammengestellte Aufsatzsammlung *Wissensgeschichte. Basistexte – Frühe Neuzeit*, Stuttgart 2019.
- ² Bruno Latour: *The Pasteurization of France*, Cambridge Mass. 1988, S. 232 (meine Übersetzung).
- ³ Michel Foucault: *Was ist Kritik?*, Berlin 1992, S. 32; Achim Landwehr: »Das Sichtbare sichtbar machen. Annäherungen an ›Wissen‹ als Kategorie historischer Forschung«, in: ders.: *Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens*, Augsburg 2002, S. 61–89, hier S. 71.
- ⁴ Marian Füssel: »Wissensgeschichten der frühen Neuzeit: Begriffe – Themen – Probleme«, in: ders. (Hg.): *Wissensgeschichte*, a.a.O., S. 7–39, hier S. 22.
- ⁵ Landwehr: »Das Sichtbare sichtbar machen«, in: ders.: *Geschichte(n) der Wirklichkeit*, a.a.O., S. 67; Philipp Sarasin: »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011), Heft 1, S. 159–173, hier S. 163.
- ⁶ Ann Blair: *Too Much to Know. Managing Scholarly Information before the Modern Age*, New Haven, CT 2010, S. 2; Martin Mulsow: *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der frühen Neuzeit*, Berlin 2012, S. 13; Sarasin: »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, a.a.O., S. 165.
- ⁷ Seltene Ausnahmen von der Regel finden sich wiederum in der Wissenschaftsgeschichte: Richard Staley hat jüngst den Begriff des »partisanal knowledge« geprägt, um die Kampagnen amerikanischer Tabaklobbyisten gegen die wissenschaftlichen Befunde zur Schädlichkeit des Rauchens zu beschreiben. Damit stellt er die Kategorie des Wissens in einen Gegensatz zur Wissenschaft (»science«) und erhebt den Anspruch, den lang anhaltenden Erfolg der Pro-Tabak-Propaganda besser erklären zu können als Robert Proctor, der sie in *The Golden Holocaust* als eine Politik der strategischen Ignoranz beschrieben hat. In Staleys Worten: »They have used more general knowledge to attack particular sciences, and profited from this strategy«. Als Quelle dieses allgemeineren Wissens mit parteiischem Zuschnitt nennt Staley zum Beispiel die libertäre

Wirtschaftstheorie Friedrich Hayeks. Richard Staley: »Partisans and the Use of Knowledge versus Science«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 42 (2019), S. 220–234, hier S. 221; Robert Proctor: *Golden Holocaust. Origins of the Cigarette Catastrophe and the Case for Abolition*, Berkeley u.a. 2012. In ähnlicher Weise haben Forschende aus anderen Disziplinen, etwa der Migrationsforschung, Begriffe wie »rassistisches Wissen« als Analysekategorien vorgeschlagen, allerdings ohne, dass diese sich breit durchgesetzt hätten; Mark Terkessidis: *Psychologie des Rassismus*, Opladen 1998, S. 59.

⁸ Mulsow: *Prekäres Wissen*, a.a.O.; Peter Burke: *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia*, Berlin 2014, S. 14; Burke räumte an der gleichen Stelle auch ein, dass sich seine Wissensgeschichte »vorwiegend mit akademischem Wissen« beschäftige.

⁹ Sarasin: »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, a.a.O., S. 166.

¹⁰ So u.a. bei Peter Burke: *Die Explosion des Wissens*, a.a.O., S. 175, S. 178, S. 190, S. 194 u. 294. Der Eindruck der ›Wissenschaftsgeschichte light‹ bis ›Wissenschaftsgeschichte pur et dur‹ ergibt sich auch beim Blättern in den verschiedenen Ausgaben von *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte*.

¹¹ Lorraine Daston: »The History of Science and the History of Knowledge«, in: *KNOW: A Journal on the Formation of Knowledge* 1 (2017), S. 131–154, hier S. 140ff.

¹² Robert E. Lane: »The Decline of Politics and Ideology in a Knowledgeable Society«, in: *American Sociological Review* 31 (1966), Heft 5, S. 649–662, hier S. 649f.

¹³ Caspar Hirschi: *Expertenskandale, Skandalexperten. Zur Geschichte eines Gegenwartsproblems*, Berlin 2018, S. 13f.

¹⁴ Daniel Bell: *The Coming of Post-Industrial Society*, New York 1973, S. 175.

¹⁵ Ebd. S. 212 (meine Übersetzung).

¹⁶ Peter F. Drucker: *Post-Capitalist Society*, Oxford 1993, S. 30; Peter Burke, der sich erst nach Drucker zum Wissenshistoriker mauserte, zitiert die Passage in der Einleitung von *Die Explosion des Wissens*, a.a.O., S. 9.

¹⁷ Drucker: *Post-Capitalist Society*, a.a.O., S. 17.

¹⁸ Ebd., S. 18 (meine Übersetzung).

¹⁹ Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004; Margrit Szöllösi-Janze: »Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), Heft 2, S. 277–313.

²⁰ Zentrum »Geschichte des Wissens« von ETH und Universität Zürich, <https://www.zgw.ethz.ch/de/portrait.html> (aufgerufen: 27.9.2019).

²¹ Ebd.

²² Daniel Speich Chassé: *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie*, Göttingen 2013, S. 12.

